

Maßstab die von ihr beschriebenen »neuen Methoden und ungewohnten Zugangsweisen« (S. 502) zur Anwendung kommen. Ihre Untersuchung ist stärker älteren Forschungstraditionen der Personengeschichte und der Kanzleiforschung verpflichtet, als dies zuerst den Anschein hat. Allerdings sei betont, dass ein Festhalten an etablierten Methoden an sich nichts Ehrenrühiges ist. Es kommt nicht von ungefähr, dass sich die Prosopographie und die Bestimmung von Schreiberhänden auch in der Kanzleigeschichte des Spätmittelalters lange Zeit großen Interesses erfreuten. Ellen Widders Studie hat diese Herangehensweisen an einigen Stellen methodisch modifiziert. So neu wie beworben ist ihr Ansatz allerdings nicht.

Benjamin Müsegades

3. Antike

GREG WOOLF: Rom. Die Biographie eines Weltreichs. Stuttgart: Klett-Cotta 2015. 495 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-608-94848-6. Geb. € 29,95.

Die vorliegende Monographie des renommierten britischen Althistorikers Woolf (W.) ist eine konzise und stringente Gesamtdarstellung des römischen Herrschaftsbereichs in seiner territorialen Ausdehnung von der italischen Bronzezeit bis zur arabischen Eroberung weiter Teile des mediterranen Raumes im 8. Jahrhundert n. Chr. Dem Gesamtkonzept liegt deutlich erkennbar die historische Struktur der *longue durée* zugrunde, bei der der gesamte Mittelmeerraum stärker als Einheit im geographisch-klimatischen und kulturell-politisch-historischen Sinne gleichermaßen aufgefasst wird (vgl. Fernand Braudel und die *École des Annales*).

W. räumt beiden Phasen der römischen Herrschaftsausübung – Republik als auch Kaiserzeit – einen quantitativ gleichwertigen Raum über jeweils ca. 200 Seiten in seiner Darstellung ein, dem vorgeschaltet ist eine sehr kompakte Gesamtübersicht auf 16 Seiten, die den Nichtfachleuten als erste Orientierung dienen soll. Schließlich folgt der Anhang, bestehend aus dem Anmerkungsteil (S. 389–416), der Bibliographie (S. 417–452), weiterführenden bibliographischen und vom Übersetzer ergänzten Hinweisen zu den Textausgaben der antiken Autoren und zur Forschungsliteratur (S. 453–479), einem Glossar der Fachbegriffe (S. 479–484), dem Bild- und Kartennachweis (S. 485) und dem Personen- und Sachregister (S. 486–495).

In den einzelnen Kapiteln, die der traditionellen römischen Epocheneinteilung folgen und abschnittsweise mit einleitenden Zeittafeln versehen sind, geht der Autor abwechselnd chronologisch und analytisch vor. Dabei verzahnt er geschickt die Ereignisgeschichte mit strukturellen Schwerpunkten, so z. B. die Frühgeschichte Roms mit Klima- und Umweltaspekten im Rahmen der Beschreibung der mediterranen Agrarkultur, das Ausgreifen Roms über Mittelitalien hinaus bis zur sog. Attalidenerbschaft (133 v. Chr.) mit der Sklaverei als einem der bestimmenden Wirtschaftsfaktoren und Teil der sozialen Hierarchie Roms, die beginnende späte Republik bis zum Ende des Bundesgenossenkrieges 87 v. Chr. mit den religiösen Traditionen der Römer, die sukzessive ihre territoriale Expansion legitimieren sollten und im Kaiserkult des frühen Prinzipats kulminierten, die letzten zwei Generationen der römischen Republik (von den mithridatischen Kriegen bis zum Sieg des Oktavian über Marcus Antonius und Kleopatra im Jahre 31 v. Chr.) mit den zivilisatorischen Errungenschaften der griechisch-römischen Mischkultur, die innenpolitische Entwicklung der Kaiserzeit vom Prinzipat des Augustus bis zur sog. Reichskrise im 3. Jahrhundert n. Chr. mit der wirtschaftlichen Entwicklung

des *Imperium Romanum* von der Tributwirtschaft hin zu einer »politischen Ökonomie« (S. 244) auf Basis ineinandergreifender Steuersysteme, die außenpolitische Entwicklung der Kaiserzeit bis zum Herrschaftsantritt des Diokletian (284 n. Chr.) mit der Frage nach »Reichsidentität(en)« (S. 287; 297), das Zeitalter der Tetrarchen bis zur Absetzung des letzten (west-)römischen Kaisers durch Odoaker (476 n. Chr.) mit dem Aufstieg des Christentums und schließlich die (ost)römische Phase von der Regierungszeit Justinians (527–565 n. Chr.) bis zum arabischen Vorstoß nach Spanien (711 n. Chr.) mit Überlegungen zum Nachleben des Römischen Reichs. Eine didaktisch sehr geschickte Vorgehensweise ist der jeweilige Einstieg in die einzelnen Kapitel durch recht umfangreiche Quellenzitate, die treffend auf das Thema des Kapitels einstimmen, aber auch durch den weiteren häufigen Einsatz im Rahmen der Darstellung den Fokus auf die literarische Tradition neben der archäologisch erschlossenen dinglichen Hinterlassenschaft legen. Dem folgen bibliographische Hinweise auf die antiken Autoren in Übersetzung (S. 454f.) als wichtiges Hilfsmittel für Studierende oder allgemein Interessierte.

Natürlich muss die sehr kompakte Darstellung der römischen Ereignisgeschichte Lücken und auch grobe Zusammenfassungen aufweisen, so behandelt W. z. B. die innenpolitischen Verwerfungen der Gracchenzeit auf wenigen Zeilen (S. 141f.), das iulisch-claudische Kaiserhaus nach Augustus auf einer halben Seite (S. 227), ebenso die Tetrarchie (S. 318f.), doch dient die Chronologie der Ereignisse, die vom Leser je nach Kenntnisstand und Interessenlage durch die Literaturhinweise in den Anmerkungen weitgehend eigenständig erschlossen werden können, dem Autor immer als Anknüpfungspunkt einer Betrachtung spezifisch römischer Strukturmerkmale, die für ihn wegweisend für seine Leitfrage sind, nämlich wie das Römische Reich so lange bestehen konnte (S. 11). W. weist dabei schon zu Beginn auf seine Methode, die er anschaulich als das fortlaufende Erkennen von Mustern beschreibt, die sich aus der Ferne bis zur näheren Betrachtung in weiteren Mustern niederschlagen (S. 13). Hierin liegt die große Stärke des Buches: Der Autor leitet scharfsinnig, instruktiv und auch für den Nichtfachmann nachvollziehbar aus dem durchaus konventionellen Narrativ unter Zuhilfenahme von vorwiegend sozial- und kulturwissenschaftlichen Fragestellungen epochenübergreifende Aspekte ab, die einen neuen und geschärften Blick auf seinen Untersuchungsgegenstand ermöglichen. Er erweitert die unterschiedlichen Blickwinkel durch passend gewählte Vergleiche mit vor-modernen Herrschaftsorganisationen, so mit dem achämenidischen und sassanidischen Persien, dem nordindischen Reich der Maurya und dem chinesischen Reich nach dem Ende der Qin-Dynastie (z. B. S. 49; 233f.). Auch zeigt er trotz der kompakten Darstellungsweise, die dem schieren Umfang seines Themas geschuldet ist, bei vielen strukturellen Einzelbetrachtungen unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten auf, so z. B. bei der Rolle des römischen Kaisers (S. 234–239) oder zur Frage des Einbruchs des städtischen Wachstums ab dem 3. Jahrhundert n. Chr. (S. 252–255).

W. lehnt zwar zu Recht moderne Bilder des Römischen Reichs (hier ist z. B. sein Hinweis auf G. E. M. de Ste. Croix zu nennen, S. 12) als einer zielgerichteten, teils schon sich selbst erhaltenden organischen Verbindung ab, evoziert aber selbst das Bild einer unaufhaltsamen Flutwelle (S. 13). Hier muss auch die Kritik einsetzen: Der Autor erwähnt zwar an verschiedenen Stellen (z. B. S. 33–38; 157–162), dass die römische Expansion erst in spätrepublikanischer / frühaugusteischer Zeit durch literarische *ex eventu*-Betrachtungen (u. a. Livius oder Vergil) ein ausgeprägtes Sendungsbewusstsein erfahren hat, projiziert aber teilweise selbst schon für die früheste Zeit der latinisch-sabinischen Doppelgemeinde einen intentionalen und unvermeidbaren Expansionsdrang, der schon fast durch eine Eigendynamik getrieben ist (z. B. S. 41; 55f.; 67–70). Der Hinweis auf nicht vorhersehbare Kontingenzen wäre sicherlich an mancher Stelle angebracht gewesen. Ebenso ist seine

Darstellung nicht vor eigenen *ex eventu*-Betrachtungen gefeit: »Das spätrömische Reich war sich zumindest in einiger Hinsicht bewusst, dass es seinen Höhepunkt überschritten hatte.« (S. 315) Gleichmaßen behände und stringent, wie Rom in der Darstellung von W. zwingend aus einem mittelitalischen dörflichen Konglomerat zum *Imperium Romanum* mit beachtlicher territorialer Ausdehnung wird, geht der Autor konstant sehr lässig mit den Begrifflichkeiten wie »Reich«, »Reichsherrschaft«, »Weltreich« oder »Staat« um (*pass.*), wobei er die Abstrakta vom neuzeitlichen Verständnis her benutzt, obwohl er an verschiedenen Stellen deutlich macht, dass ein antikes Reich nicht mit modernen Gebilden wie dem *British Empire* zu vergleichen (z. B. S. 50f.) und ihm die Problematik durchaus bewusst ist (vgl. S. 41–51). Wenn W. im Kontext einer konzisen Erläuterung der Scipioneninschriften über das »Verständnis der Reichsherrschaft« (S. 115–118) reflektiert, kann der Fachmann mit Gewinn zwischen den Zeilen lesen. Den Laien kann es im besten Falle verwirren, im schlechtesten Falle auf eine falsche Fährte locken. Ebenso lehnt er das Erklärungsmodell der Transformation für die Zeit von Diokletian und Konstantin als »eine zu einfache Darstellung« (S. 306) ab, benutzt aber selbst einige Seiten später den Begriff »Transformation« (S. 313) im Kontext der institutionellen Veränderungen. Auch hier erkennt der Fachmann, dass W. an dieser Stelle mit zwei unterschiedlichen Bedeutungen des Begriffs »Transformation« arbeitet, was sich dem übrigen Leserkreis sicherlich nicht sofort erschließt.

Ein Kritikpunkt sei W.s Betrachtung der Religionen gewidmet. Er konstatiert für die republikanische Zeit zu Recht einen an Ritualen reichen religiösen Synkretismus, spricht der Religion als Konzept aber trotzdem keine zentrale Bedeutung zu: »Den Römern scheint es gelungen zu sein, eine mentale Barriere zwischen dem Sinn für die extreme Besonderheit einzelner *Kulte* einerseits und einer Offenheit für alle Arten theologischer und kosmologischer Spekulation andererseits aufrechtzuerhalten. Einerseits legten sie Wert auf peinliche Genauigkeit in der rituellen Praxis und andererseits schien ihnen die Sorge um Glaubensfragen zu fehlen.« (S. 167); »Im Vergleich mit diesen [vormodernen] Beispielen erscheint die römische Religion reaktiv und in sich verschlossen. Andere römische Institutionen spielten eine offensichtlich viel wichtigere Rolle bei der Förderung und der Erleichterung der Expansion, wie das Klientelwesen und die Sklaverei, militärische Bündnisse und das römische Recht. Die Götter waren, wie es scheint, nur Mitfahrer auf dieser Reise.« (S. 169) Den von ihm als »Soldatenkaiser« (S. 308–310) klassifizierten Herrschern Diokletian und Konstantin spricht er eine reine Instrumentalisierung der (polytheistischen und christlichen) Religion zu, so wie er im Kontext des sich ausbreitenden Christentums die Identität als Christ dezidiert »von anderen Aspekten der Gesellschaft« (S. 333) trennt, dies im Gegensatz zur früheren polytheistischen römischen Religionsausübung, obwohl W. genau diese Tendenz der von ihm so genannten »Aussonderung der Religion als eines getrennten Bereichs« kurz darauf (S. 334) schon für die *Bacchen* des Euripides am Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. konstatiert. Der Autor verweist zwar auf die unterschiedlichen Interpretationsansätze, die sich mit der Hinwendung Konstantins zum Christentum befassen (S. 344), lässt das Kapitel aber wieder mit dem Hinweis auf die Instrumentalisierung der Religion enden: »Konstantin hatte einen faustischen Pakt mit Christus geschlossen. Die ideologische Unterstützung durch das Christentum und die rhetorische Kraft der Bischöfe konnten für das angeschlagene Weltreich extrem hilfreich sein, aber die Kaiser konnten es sich nicht leisten, sein trennendes Potential zu vernachlässigen.« (S. 348) Den zwischen dem 5. und dem 7. Jahrhundert einsetzenden Niedergang des Römischen Reiches erklärt W. mit verschiedenen Faktoren, nämlich »Invasionen, Auseinanderbrechen und eine dramatische Verkleinerung [des Reiches]« (S. 353; 356; vgl. S. 364 zum Verfall der Stadtkultur). Auch hier koppelt W. die Religion deutlich ab:

»Die Kirche ging ihren Weg, während weltliche Königreiche kamen und gingen.« (S. 356) Schließlich kulminiert am Ende des Kapitels seine Deutung: »Das Christentum und der Islam bestimmten das Geschehen nun [im späten 7. Jahrhundert n. Chr.] auf eine Weise, wie das der Polytheismus des vorangehenden Zeitalters nie getan hatte. ... Christentum und Islam haben das Römische Reich nicht zerstört, aber die Welt, die sie schufen, war weniger empfänglich gegenüber den großen politischen Weltreichen der Antike.« (S. 369)

Es bleibt zu sagen, dass trotz der Kritikpunkte (oder vielleicht eher wegen den zur Kritik herausfordernden dezidierten Aussagen des Autors) die Monographie auch für den Fachmann eine spannende und alte Deutungsgewohnheiten in Frage stellende Lektüre ist. Neue Sichtweisen und Akzentverschiebungen eröffnen den Rezipienten gewinnbringend neue Fragestellungen, und der kompakte Gesamtzugriff auf die Römische Geschichte (und darüber hinaus) ist ein echtes Lesevergnügen, was sicherlich nicht zuletzt auch an der gelungenen deutschen Übersetzung liegt.

Iris Samotta

GEZA VERMES: Vom Jesus der Geschichte zum Christus des Dogmas. Berlin: Verlag der Weltreligionen 2016. 383 S. ISBN 978-3-458-71040-0. Geb. € 34,00.

Was soll man über ein Buch noch sagen, von dem Rowan Williams behauptet, es sei »ein großartiges, richtungsweisendes Buch«? Wenn man dazu noch bedenkt, dass es sich um eines der letzten Bücher handelt, die von einem der größten Religionswissenschaftler und Judaisten unserer Zeit, Geza Vermes, ein Jahr vor seinem Tod veröffentlicht wurden, scheint eine Rezension fast überflüssig zu sein. »Vom Jesus der Geschichte zum Christus des Dogmas« ist in diesem Sinne eine Krone der 40-jährigen Arbeit auf diesem Gebiet, die er mit dem »Jesus, der Jude: Ein Historiker liest die Evangelien« 1973 begann.

Vermes stellt in diesem Buch die Fragen, »wie Jesus und das aufkommende palästinische Christentum durch das charismatische Judentum geprägt« wurde (S. 11), welchen Einfluss »die hellenistische Gedankenwelt und Mystik auf die frühen Gemeinden ausübten« (S. 11) und wie es zur »Ausbreitung des Heidenchristentums in der griechischen Welt« (S. 130) kam. Dabei unterscheidet er zwischen zwei großen Phasen der Entwicklung des christologischen Dogmas (die jüdische und die heidnische Phase), die dann in sieben kleinere Phasen unterteilt werden: Charismatisches Judentum Christi (Kap. 2 und 3), Paulinischer »Neuaufbruch« (Kap. 4), Johanneisches Christentum (Kap. 5), Christentum der Didache und des Barnaba-Briefes (Kap. 6), Apostolische Väter und Apologeten (Kap. 7 und 8), Theologen des dritten Jhs. (Kap. 9) und schließlich eine ganz kurze mit dem Konzil von Nicäa. Obwohl er diesem Konzil lediglich ein paar Seiten widmet (S. 314–321 und 321f.), bezeichnet er es trotzdem als den »ersten größeren Wendepunkt in der Geschichte der christlichen Theologie« (S. 307).

In seiner Analyse dieser Phasen zeigt Vermes ein (ganz) umfangreiches exegetisches Wissen (er kennt z. B. den Taufritus für die Toten: S. 152) sowie ein tiefes Verständnis für die frühe Kirchengeschichte. Er erkennt in dem »dogmatischen Nebel der vornizänischen Epoche« (S. 305) ganz eindeutig, dass die »gesamte vornizänische Kirche [...] eine subordinatianische Sicht« (S. 310) vertreten hatte und dass bis in die Zeiten unmittelbar nach Origenes ein »subordinatianisches Verständnis des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn« (S. 304) vorherrschte. Die frühchristlichen Stellen, welche zeigen, dass Christus »gleichsam göttlich sei« (158), deutet Vermes als spätere Fassungen. Er erkennt jedoch, dass Christus schon lange Zeit vor Nicäa »vergöttlicht« wurde (S. 16). Im Unterschied zu einigen anderen Autoren (z. B. Larry Hurtado), erscheint Vermes der Christus des frühe-